

LISA TUCKER  
Song Reader

### *Buch*

Mary Beth Norris ist Mitte Zwanzig und lebt nach dem Tod ihrer Mutter mit ihrer kleinen Schwester Leeann und einem adoptierten Baby in Tainer, einer ruhigen Stadt im Süden der USA. Während Leeann sich nach ihrem verschwundenen Vater sehnt, versucht Mary Beth mit Charme und Optimismus den Alltag in den Griff zu bekommen. Zudem hat Mary Beth eine ganz außergewöhnliche Gabe: Sie ist Songdeuterin. Anhand von Songs oder einzelnen Liedzeilen, die ihre Mitmenschen beschäftigen, kann Beth etwas über deren Ängste, versteckte Hoffnungen und Wünsche sagen und verhilft ihren meist weiblichen Kundinnen mit vielen Ratschlägen zu einem glücklicheren Leben. Doch eines Tages löst Beth einen Skandal aus: Durch die Lieblingslieder einer Kundin lüftet sie ein streng gehütetes Geheimnis, und plötzlich ist ganz Tainer gegen sie und ihre kleine Schwester aufgebracht. Damit die Familie an den neuen Umständen nicht völlig zerbricht, macht sich Leeann auf den Weg, ihren Vater zu finden, den sie über all die Jahre in ihrer Vorstellung glorifiziert hat. Schnell erkennt sie, dass in ihrer Vergangenheit nicht alles so war, wie Mary Beth es ihr erzählt hat, und unweigerlich bekommt auch das Bild der perfekten Schwester erste Risse ...

### *Autorin*

Lisa Tucker, geboren 1963, ist in Missouri aufgewachsen und lebt heute in New Mexico. Viele Jahre war sie Sängerin einer Jazzband, bevor sie mit ihrem Romandebüt »Song Reader« auf Anhieb Leser und Kritiker gleichermaßen begeisterte. Inzwischen schreibt Lisa Tucker ihren dritten Roman.

Lisa Tucker

---

Song Reader

Roman

Deutsch von Susanne Aeckerle

**GOLDMANN**  
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien  
unter dem Titel »The Song Reader«  
bei Downtown Press, New York



**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher  
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2006

Copyright © 2003 by Lisa Tucker

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Eichborn Verlag AG, Frankfurt am Main

Die Nutzung des Labels Manhattan  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung  
des Hans-im-Glück-Verlags, München.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: [buchcover.com/kahlbrandt-fotodesign](http://buchcover.com/kahlbrandt-fotodesign)

KvD · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-54227-8

ISBN-13: 978-3-442-54227-7

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Laura Ward,  
wunderbare Schwester, beste Freundin  
und wahrhaft Überzeugte



## KAPITEL I

Meine Schwester Mary Beth war Songdeuterin. Der Ausdruck stammte von ihr, und sie hat diese Kunst erfunden, soviel ich weiß. Das sei so ähnlich wie Handlesen, sagte sie, aber statt der Handlinien benutzte sie Musik, um im Leben der Menschen zu lesen. Deren Musik. Die Songs, die ihnen irgendwann mal wichtig waren. Die sie im Autoradio lauter drehten und dann ein bißchen schneller fuhren. Die sie unter der Dusche sangen und dabei gern dem Klang ihrer eigenen Stimme lauschten. Und natürlich die Songs mit der einen bestimmten Zeile, die niemand sonst traurig fand, sie aber immer zum Weinen brachte.

Mary Beths Kunden bewunderten sie. Sie nahmen ihren Rat an – um zu heiraten, sich von einem miesen Typ zu trennen, eine neue Stelle anzunehmen, ihrem Chef zu sagen, daß er sie unfair behandelte – und schwärmten davon, wie viel besser es ihnen ging. Sie sagten, Mary Beth habe ein besonderes Talent. Sie schworen, sie könne ihnen direkt ins Herz sehen.

Von Anfang an nahm meine Schwester die Sache sehr ernst. Nach knapp einem Monat ließ sie sich Visitenkarten drucken. Auf jeder stand in dicken schwarzen Lettern:

**MARY BETH NORRIS**

**Songdeuterin/Heilerin**

**Ich helfe Ihnen, die Musik in Ihrem Kopf zu entschlüsseln.**

**[Spezialität: Familienprobleme]**

**Hinterlassen Sie eine Nachricht unter 372-1819.**

**Preis Verhandlungssache.**

Um die Visitenkarten und den Anrufbeantworter zu bezahlen, mußte sie Doppelschichten im Restaurant arbeiten, aber sie fand, das sei einfach Teil ihrer neuen Verantwortung. »Ich habe eine Berufung im Leben«, erklärte sie mir, »und der muß ich mich fügen.«

Ich wünschte, ich hätte eine der Visitenkarten aufgehoben, aber ich war nicht da, als Mary Beth sie eines Nachts ganz unten in die Mülltonne stopfte. Das war, nachdem Ben gegangen war und ich herausgefunden hatte, daß sie mich belogen hatte über meinen Vater. Damals fing der Ärger mit Holly Kramer gerade erst an, und ich glaubte immer noch – wie fast die ganze Stadt –, daß die Begabung meiner Schwester unbestreitbar sei.

Manche Leute behaupteten sogar, sie sei übersinnlich. Schließlich wußte niemand, außer Mary Beth, von Roses Problemen; niemand ahnte, daß Rose an einem sonnenhellen Samstagmorgen Clydes Auto nehmen und über den Bürgersteig geradeaus in das Schaufenster seines Zeitungs- und Tabakladens fahren würde, außer meiner Schwester, die Rose vor zwei Monaten geraten hatte, sich lieber nicht mehr mit Clyde zu treffen. Aus Roses Charts wußte Mary Beth, daß Clyde nichts taugte. Sie schüttelte den Kopf, als Rose fünf Wochen lang nicht von »Lucille« loskam, und warnte sie, daß man nicht über einen so langen Zeitraum mit Traurigkeit fertig werden kann. Als Rose dann anfang, »Hungry Heart« zu summen, wußte Mary Beth, daß die Beziehung zwischen Rose und Clyde kurz vor der Explosion stand. Aber von ihr kam kein »ich hab's dir doch gesagt«, als wir Rose mit Hilfe ihrer Mutter gegen Kautionsaus dem Gefängnis holten. So was machte Mary Beth nie.

Meine Schwester führte Karteikarten von ihren Kunden, »Charts«, nach Alphabet geordnet, untergebracht in einem

großen grünen Karteikasten, der in unserer Küche stand. Samstags traf sie sich mit neuen Kundinnen unten in dem kleinen Raum, den unsere Vermieterin Agnes ihr zur Verfügung gestellt hatte – so lange Mary Beth den Raum sauber hielt und die Skizzen und Kohlestiftzeichnungen von Agnes' Mann nicht durcheinanderbrachte, die noch genau so auf dem Schreibtisch lagen wie bei seinem Tod vor achtzehn Jahren. Manchmal gab Mary Beth schon bei diesem ersten Treffen Ratschläge, aber meist wartete sie, bis sie den Chart zumindest ein paar Wochen lang geführt hatte, bevor sie anfang zu deuten.

Die Kundinnen mußten zweimal pro Woche anrufen, sonntags und mittwochs, und Mary Beth kurz die Songs und die besonders wichtigen Zeilen mitteilen, die sie in den letzten paar Tagen vor sich hin gesummt hatten. Meine Schwester mußte die Kasette des Anrufbeantworters immer bis zum Anfang zurückspulen, damit alle Anrufe Platz hatten. Ich half ihr, die Charts auf den neuesten Stand zu bringen. (Was viel Arbeit war, vor allem bei Country-and-Western-Songs, die ich nicht ausstehen konnte.) Ich schrieb die Titel und Zeilen genau so auf, wie die Kundinnen sie gesagt hatten, auch wenn was falsch war. Mary Beth sagte, wichtig sei, *wie* sie die Worte hörten. Wenn die Kundinnen sich irrten, malten wir einen kleinen Stern daneben, weil Mary Beth fand, sie hörten den Text vielleicht aus einem bestimmten Grund falsch. Wir schrieben auch ein S daneben, wenn der Song auf den Anrufbeantworter gesungen wurde, und ein W, wenn ein Weinen oder mühsam zurückgehaltene Tränen durchklangen.

Mary Beth war stolz auf ihr Organisationssystem. So mußte sie nur einen kurzen Blick auf den Eintrag werfen und wußte gleich wieder Bescheid. Zum Beispiel bestand ein Eintrag auf Dorothea Langains Karte aus den letzten beiden Zeilen

von »Yesterday«. Dorothea hatte nur ein Wort und eine Zeitform verändert, aber Mary Beth hatte genickt, als sie sich später am Abend den Chart ansah, und verkündet: »Tja, da haben wir's.«

Selbst ich fand es in diesem Fall offensichtlich. Schließlich ging es in dem Song um Liebe, die zu Ende geht, oder? »Zu schade, daß Dorothea und Wayne sich trennen«, meinte ich. »Ihr geht's bestimmt schlecht.«

Mary Beth schaute vom Boden auf, wo sie von ihren Charts umgeben saß, und fing an zu lachen. »Die werden sich Ende des Monats verloben, Leeann. Wart's nur ab.« Und natürlich behielt sie recht. Die Hochzeit fand im nächsten Sommer statt. Mary Beth war Brautjungfer, weil Dorothea behauptete, sie hätte das alles ihr zu verdanken.

Jeder sagte, es sei eine Gabe. Manchmal wünschte ich mir, diese Gabe auch zu besitzen, aber ich hatte sie nicht; zu oft irrte ich mich bei meinen Freundinnen. Ich fragte sie nach ihrer Musik und erklärte ihnen dann meine Theorien, lag aber immer vollkommen daneben, und Mary Beth meinte schließlich, das sei zu gefährlich. »Mit so was darf man nicht herumspielen. Was ist, wenn jemand dir glaubt?«

Diese Gefahr war äußerst gering, das wußte ich. Mary Beth war jemand, den man ernst nimmt; so war ich nie gewesen. Nur meine Schwester sah in mir die nachdenkliche, gefühlsbetonte Person, die ich zu sein glaubte. Meine Freunde und Bekannten betrachteten mich als netten, fröhlichen Kumpel, der alles mitmacht. Und mir war klar, daß ich diese Seite ebenfalls hatte, aber ich fühlte mich zu Hause wohler, schon immer, obwohl ich keine Eltern hatte.

Klar, nach Moms Tod waren wir nur noch eine kleine Familie, doch es war nicht einsam. Wir hatten den endlosen Strom der Kundinnen meiner Schwester und natürlich die Musik.

Den ganzen Tag lief die Stereoanlage, und Mary Beth redete über die Texte und das, was sie wirklich bedeuteten. Selbst als wir Tommy bekamen, machte sie damit weiter, behauptete, Babys könnten sich prima an Krach gewöhnen, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gab.

Als Tommy zu uns kam, war Mary Beth nicht mal überrascht. Sie war erst dreiundzwanzig, hatte sich aber schon immer ein Kind gewünscht und glaubte fest daran, daß Wünsche in Erfüllung gehen, egal wie unwahrscheinlich sie sind. »Das mußte passieren«, meinte sie. »Es ist ein Zeichen, daß ich lange genug gewartet habe.«

Zuerst war ich anderer Meinung. Damals war ich elf. Ein lebendes, atmendes Baby übergibt man nicht einfach als Bezahlung für geleistete Dienste. Natürlich fand Mary Beth, Tommy sei keine Bezahlung, aber ich begriff den Unterschied nicht. Schließlich hatte ihn eine Kundin meiner Schwester nach einer Songdeutung gegeben, genau wie andere Kundinnen ihr Kuchen und Eintöpfe und Wolldecken und manchmal sogar Geld gaben.

Sie hieß Linda, nannte sich aber Chamomile, Kamille, wie der Tee. Auf ihrem Rücken war ein Garten aus roten und violetten Blumen tätowiert; sie hatte einen Haufen Liebhaber in Los Angeles zurückgelassen und einen vierzehn Monate alten Sohn mit großen dunklen Augen und krausem schwarzen Haar, dem sie nicht mal einen Namen gegeben hatte.

Sie nannte ihn den Blob, weil sie fand, er sei zurückgeblieben. Er konnte weder laufen noch krabbeln, sprach nicht, krächte nicht und weinte nicht mal viel. Niemand wollte dieses Kind, weder Linda, noch ihre Eltern oder irgendeine der Familien auf der Warteliste von Missouri für perfekte weiße Babys. Mary Beth nahm das als weiteres Zeichen dafür, daß er für sie bestimmt war. Ihr war es egal, ob sein Daddy schwarz war

oder braun oder vom Mars; als sie Tommy zum ersten Mal auf den Arm nahm, hielt er sich mit seiner Faust an ihrem Haar fest, als hätte er Angst, sie könnte verschwinden. Wenn sie sich nachts neben ihm zusammenrollte, stieß er einen zitternden kleinen Seufzer aus, von dem sie schwor, er sei pure Glückseligkeit.

Linda war wieder in Los Angeles und die Adoption bereits rechtskräftig, als der Arzt bestätigte, was Mary Beth die ganze Zeit behauptet hatte: das einzige, was an Tommy nicht stimmte, war die Art, wie Linda mit ihm umgegangen war. Er verwandelte sich in einen niedlichen kleinen Kerl mit Grübchen in den Knien, der uns kichernd durch die ganze Wohnung folgte. Mich nannte er »E-ann«, mit der süßesten kleinen Stimme. Zu Mary Beth sagte er Mama.

Manchmal glaubte ich, Mary Beths Gabe würde uns alles bringen.

Meine Schwester Mary Beth war Songdeuterin. Soweit ich weiß, kann das niemand sonst auf der Welt von sich sagen. Und selbst nach allem, was passiert ist, würde ich gern in die Zeit zurückkehren, als die Musik wie ein Geist durch unsere Stadt wehte, unseren Gefühlen Worte gab und uns alle miteinander verband.

## KAPITEL 2

Es begann, als wir versuchten, unseren Vater zu finden, damals, vor langer Zeit. Mom war gerade gestorben, und wir waren ganz benommen von dem Verlust unseres normalen Lebens.

Ihn aufzuspüren war meine Idee, die ich unter den Umständen für ganz normal hielt. Meine Schwester war anderer Meinung. Als die Leute bei Moms Beerdigung fragten, ob wir uns jetzt mit unserem Vater in Verbindung setzen würden, schaute sie einfach durch sie durch. Später sagte sie, es wäre kaum zu glauben, daß jemand eine so unhöfliche Frage stellt. Wie konnte das jetzt noch eine Rolle spielen? Wie konnte irgendwas noch eine Rolle spielen?

Mom war auf dem Heimweg vom Sommerschlußverkauf im Venture-Kaufhaus gewesen, als sie vor einem Schwertransporter auf den Highway 61 bog. Ihr Auto wurde in der Mitte durchgetrennt, aber als der Mann von der Versicherung den Kofferraum aufstemmte, war die Tüte aus dem Kaufhaus noch heil. Ein grün und rosa gestreiftes Badetuch, zwei Packungen Mädchenunterwäsche für mich und die Platte *Plastic Letters* für Mary Beth. Mom hatte keine Ahnung von Debbie Harry oder Punk, aber sie hatte Mary Beth immer ihre »Blondie« genannt.

Aus der Zeit ist mir in Erinnerung geblieben, wie müde ich war. Beim Zubettgehen war ich so schläfrig, daß ich das Gefühl hatte, stundenlang schlafen zu können, schreckte aber sofort wieder hoch und erinnerte mich, was passiert war. Mary Beth hatte dasselbe Problem, aber als der Arzt im Krankenhaus ihr Schlaftabletten verschreiben wollte, hat sie abge-

lehnt. »Ärzte versuchen immer, alles mit Pillen zu heilen«, sagte sie zu mir, »sogar Gefühle.«

Ich hätte die Tabletten gern genommen, aber niemand bot sie mir an. Ich war ja nur ein Kind.

Wir warteten Wochen, bevor wir Moms Schlafzimmer ausräumten. Als erstes packten wir ihre Kleider ein, um sie den Armen zu geben. Mom hätte das so gewollt. Mary Beth war fast einsachtzig groß; Mom war höchstens einssechzig gewesen, und ich hatte eigentlich nicht vor, ab sofort Polyesterhosenanzüge und Hemdblusenkleider mit steifen Kragen zu tragen.

Dad war damals schon fünf Jahre weg, und das Zimmer sah aus, als hätte es immer nur Mom gehört. Auf der Frisierkommode gab es keine Aftershaveflecken, keine Krawattensammlung verstaubte unten im Schrank, keine flachgetretenen, schnürsenkellosen Herrenschuhe standen unter dem Bett. Nur durch Zufall fand ich seinen Ring unter Moms Zedernholztruhe – Zufall in Form eines alten Staubsaugers, der hustete und mir den Silberreif so fest gegen den Knöchel spuckte, daß ich mich bückte und nachschaute.

Ich brauchte einen Augenblick, bis ich erkannte, daß es Dads Ring sein mußte. Seine Initialen HN, Henry Norris, waren eingraviert, aber der Ring war so klein, daß er mir paßte. Später fand ich heraus, daß er ihn als kleiner Junge getragen hatte, ein Geschenk von seiner Mutter. Dad verehrte seine Mutter. Das war eines der wenigen Dinge, die ich über ihn wußte.

Er wuchs in Tennessee auf. Sein Vater starb, fiel betrunken aus dem Zug, als Dad sieben war. Seine Mutter hat sie beide dann mit dem Nähen von »Stückwerk« durchgebracht, wie man es nannte, weil sie nur bezahlt wurde, wenn sie ein Kleidungsstück fertig hatte und nichts bekam, wenn sie zu krank oder zu müde war, bei Tagesende etwas abzuliefern. Aber als Dad siebzehn war, starb auch sie plötzlich. Sie hatte eine Art

Schlagenfall, ziemlich selten für jemanden so Junges wie sie, und ich hatte Cousinen, die ich kaum kannte, über Dads Reaktion flüstern hören: wie er so was wie einen Nervenzusammenbruch gehabt hatte und Großtante Sowieso ihn zur Genesung in ihr Haus aufnehmen mußte, und wie er, der klügste, gescheiteste, aussichtsreichste Junge, den man je gesehen hat, nicht mal den High School Abschluß schaffte.

Mary Beth hat mal gemeint, man brauche Mut, um durchzudrehen, und er müsse Mut gehabt haben. »Die meisten Leute«, sagte sie, »ignorieren die Wunde, kleben ein Pflaster drauf und vergessen sie. Nur die Mutigen schauen sich das Blut genau an, blicken in den Schmerz hinein und riskieren durchzudrehen, bei dem Versuch zu verstehen, was passiert ist.«

Allerdings glaube ich nicht, daß sie von Dad gesprochen hat. Das tat sie fast nie. Selbst als die Sozialarbeiterin, der mein »Fall« zugeteilt worden war, nach unserem Vater fragte, antwortete Mary Beth nur, er sei »nicht mehr da«. (Die Sozialarbeiterin war geschickt worden, um herauszufinden, wo ich nach Moms Tod untergebracht werden sollte, aber das war eigentlich Blödsinn. Mary Beth war zweiundzwanzig und sehr verantwortungsbewußt; außerdem war meine Schwester die einzige, die bereit war, für mich zu sorgen. Was gab es da also zu entscheiden?)

Ich trug den Ring mehrere Wochen, glaubte, er würde mir etwas über Dad erzählen. In einem meiner Träume stand Dad auf einem Boot, trug eine Skippermütze, hielt einen Kompaß in der Hand und befahl unsichtbare Matrosen. Später wurde mir klar, daß ich ein Foto von ihm auf einem Boot gesehen hatte, aufgenommen in den Flitterwochen, die Mom und er am Lake of the Ozarks verbracht hatten, aber das änderte nichts. Ich war mir sicher, daß er den Ozean überquert hatte und tausende Meilen von Tainer, Missouri, entfernt war.

Als Mary Beth den Ring an meinem Finger entdeckte, meinte sie: »Wie niedlich.« Als sei ich ein kleines Kind, das Verkleiden spielt, als sei dieser Ring für mich genauso bedeutungslos wie die Glitzerdinger, die in bunten Plastikkugeln aus dem Kaugummiautomaten schossen.

Sie wußte, daß ich mich nicht richtig an Dad erinnern konnte. Ich war fünf, als er uns verließ, sie war siebzehn. Eigentlich haben wir nur einmal wirklich über ihn gesprochen, als sie merkte, daß ich mir Sachen ausdachte, meinen Freunden erzählte, was immer mir einfiel, von einem geheimen Regierungsauftrag in Venezuela bis zu einem Job als Kameramann in Hollywood bei der Fernsehserie *Eight is Enough*.

Ich glaube, ich tat ihr leid, denn sie erzählte mir statt dessen zwei wahre Geschichten. Als er bei Hedley's Autoersatzteile und Reifen gearbeitet hatte, sagte sie, hatte er aus Metallteilen und alten Reifen ein Klettergerüst mit einem drei Meter hohen Versteck gebaut, das alle Kinder aus der Nachbarschaft liebten. Und einmal hatte er im Bürgerzentrum in der Innenstadt einen Wettbewerb gewonnen. So was Ähnliches wie *Nenne die Melodie*, und er hatte sie schneller erraten als alle anderen. Musik hatte er immer gemocht, besonders Musicals wie *Oklahoma* und *Camelot* und Klassik.

Beides half mir nicht weiter. Das Klettergerüst hatte nichts mit mir zu tun; ich hatte es nicht mal gesehen. (Wir waren in die Wohnung im ersten Stock von Agnes' Haus gezogen, als ich noch ganz klein war. Mary Beth erzählte, das Klettergerüst hätte sich nicht transportieren lassen, selbst wenn im Hof genug Platz gewesen wäre.) Und die Sache mit dem Wettbewerb war nur eine weitere Verbindung zwischen Dad und meiner Schwester, die nichts mit mir zu tun hatte. Sie war die Musikalische, die mit der größten Plattensammlung in der High School.

Vielleicht wollte ich etwas über ihn erfahren, was sie nicht wußte. Vielleicht schrieb ich deswegen an seine Verwandten, um ihn ausfindig zu machen, ohne es ihr oder jemand anderem zu erzählen.

Mom hatte einige der Adressen in ihrem blauen Telefonbuch notiert. Ich fing an mit der Seite N für Norris, und arbeitete mich vorwärts, schrieb jeden Nachmittag einen Brief, bevor Mary Beth von ihrem Kellnerinnenjob nach Hause kam. Natürlich war das ein Schuß ins Blaue, aber Mom hat immer gesagt, harte Arbeit würde sich auf die Dauer auszahlen.

Und das stimmte auch. Nach ein paar Monaten bekam ich die Information, auf die ich gewartet hatte. Joseph Morgan aus Kansas City, Dads Cousin zweiten Grades, den ich einmal vor langer Zeit bei einem Familientreffen in Boonville kennengelernt hatte, war Dad zufällig begegnet. Der Brief war zwei Seiten lang, erzählte von Leuten und Dingen, von denen ich nie gehört hatte, endete aber damit, daß Dad ihm seine Adresse gegeben hatte. Keine Telefonnummer, nicht mal eine geheime, aber ein Straßename und eine Hausnummer und sogar eine Postleitzahl.

Ich faltete den Brief sorgfältig zusammen und legte ihn in meine Kommode, unter die Pyjamas. Ich hatte vor, ihn zumindest ein paar Tage lang vor Mary Beth geheimzuhalten, hielt aber kaum bis nach dem Abendessen durch.

Sie schwieg eine ganze Weile, nachdem sie den Brief gelesen hatte. Ich war sicher, daß sie böse mit mir war, aber dann lächelte sie. »Du hast es also geschafft, Schatz. Gut gemacht.«

Mir schoß durch den Kopf, daß sie die ganze Zeit Bescheid gewußt hatte, aber ich war zu glücklich, um mir deswegen Gedanken zu machen. Als ich sagte, ich würde noch am selben Abend an ihn schreiben, nickte sie. »Natürlich wirst du das.«

Es wurde kein langer Brief. Ich schrieb ihm, es ginge uns

gut, ich sei in der fünften Klasse und mein Lieblingsfach sei Geschichte. Im letzten Absatz erzählte ich ihm von Mom. Beinahe hätte ich es nicht getan, weil es ein zu großer Schock sein könnte, hatte aber Angst, er würde mir sonst nicht antworten. Den Brief unterschrieb ich mit: »Alles Liebe. Deine Tochter Leeann.«

Den Absendetag, Dienstag, den 5. Dezember, kringelte ich im Kalender an und rechnete mir aus, wie lange ich auf die Antwort würde warten müssen. Bis zum fünfzehnten würde ich bestimmt etwas hören, dachte ich, aber als am fünfzehnten immer noch nichts kam, beschloß ich, daß er nicht geschrieben hatte, weil er zu Weihnachten kommen und uns überraschen würde. Warum hatte ich ihn nicht nach seinem Weihnachtswunsch gefragt? Ich mußte ihm etwas besorgen, aber ich wußte nicht, was ihm gefiel, welche Größe er trug oder was eine Lieblingsfarbe war. Schließlich kaufte ich bei The Men's Place einen für alle Größen passenden Acrylpullover mit leuchtend blauen und violetten Streifen. Meine Lieblingsfarbe war Blau, die von Mary Beth Violett. Ich dachte, unser Vater müsse eine dieser Farben zumindest ein bißchen mögen.

Mary Beth wußte, daß ich Dad ein Geschenk kaufen wollte, und sie versuchte nicht, mir das auszureden. »Das ist süß von dir. Wenn er Weihnachten nicht kommt, können wir es ihm immer noch per Post schicken. Aber wirklich wichtig ist, was du dir zu Weihnachten wünschst. Das hast du mir nämlich immer noch nicht verraten.« Sie seufzte. »Ich möchte, daß dieses Weihnachtsfest so normal wie möglich wird. Ich glaube, Mom hätte das so gewollt.«

Geschenke waren mir eigentlich egal, aber ich schrieb einen kurzen Wunschzettel. Am Weihnachtsmorgen war alles da: ein Paar Jeans, ein tragbares Sony-Radio, ein Päckchen besonderer Malstifte. Aber Dad kam nicht. Natürlich nicht. Sein Pullover,

eingepackt in grüne und gelbe Schneemänner, lag unter dem Baum, fast außer Sichtweite, bis zum Neujahrstag, als Mary Beth und ich den Christbaumschmuck wegpackten und den Baum zum Müll auf die Straße stellten.

Ich stopfte das Geschenk unter mein Bett, wo es sicher war und ich es nicht jeden Tag sehen mußte. Ich hörte auf, an Dad zu denken. Ich wußte, ich mußte es weiter versuchen, hatte aber keine Ahnung, wo ich anfangen sollte. Doch anderthalb Monate später hatte ich eine Idee: Ich würde nach Kansas City fahren und den Pullover selbst abgeben.

Diesmal lächelte meine Schwester nicht, als ich es ihr erzählte. Sie schaute *One Day at a Time* und feilte sich die Nägel. Sie fand das keine gute Idee und drehte den Ton lauter.

»Ach, komm schon, Mary Beth«, erwiderte ich. »Wir brauchen bestimmt nur ein paar Stunden. Es ist nicht so weit.«

»Man braucht fünf Stunden, aber darum geht es nicht.« Ihre Stimme war flach; sie konzentrierte sich auf die Ecke ihres Daumennagels. »Denk doch mal nach. Er weiß genau, wo wir sind, und er ist nicht ein einziges Mal hergekommen. Dafür muß es einen Grund geben.«

Als ich wissen wollte, was sie meinte, schüttelte sie den Kopf. »Mir ist jetzt nicht danach, darüber zu diskutieren. Bitte, Leeann, hör auf damit.«

Aber das konnte ich nicht. Jeden Abend, wenn sie von der Arbeit kam, bettelte ich, und jeden Abend erwiderte sie, ich solle nicht mehr darüber sprechen. Ich versuchte alles, versprach immer brav zu sein, und überredete Nick, Mary Beths neuesten Freund, sich auf meine Seite zu stellen. Nichts half. Meine Versprechen seien lieb gemeint, sagte sie, aber das ändere nichts an der Situation. Und Nicks Ratschläge seien sinnlos. Was wisse er denn schon über *ihre* Familie und *ih*r Leben?

Er war nicht der erste, der das von meiner Schwester zu hören bekam, und er war auch nicht der erste (oder letzte), mit dem sie Schluß machte, als er sich einzumischen versuchte. Nachdem sie herausfand, daß er mir angeboten hatte, mich an einem Sonntag, an dem sie arbeiten mußte, nach Kansas City zu fahren, sagte sie, er solle nicht mehr anrufen. Er tat mir leid, aber ich mußte es ihr erzählen, denn nur so konnte ich ihr klar machen, daß sie in dieser Sache keine Wahl hatte.

Ich wollte nicht mit Nick fahren, sondern mit ihr.

Und es klappte. Sie versprach, in ein paar Wochen mit mir hinzufahren, an ihrem nächsten freien Wochenende. Ich fiel ihr um den Hals und bedankte mich. Ich sagte, das würde ein Abenteuer werden, ein echtes Wiedersehen mit einem lange vermißten Familienmitglied, wie im Film.

»Vielleicht«, war alles, was sie erwiderte.

Als der Freitag endlich da war, packte ich das Geschenk und meinen hübschesten Rock und den beigen Wollpullover ein, während Mary Beth ein paar Sachen in ihre Tasche warf. Die Fahrt dauerte fast genau fünf Stunden, und als sie in Independence zu einem Travel Lodge Motel abbog, war ich so müde, daß ich sofort, noch vollständig angezogen, auf dem harten Motelbett einschlief.

Am nächsten Morgen mußten wir uns erst mal in Kansas City zurechtfinden, die Innenstadt suchen und dann nach Süden fahren, laut der Karte, die Mary Beth in der Motelloobby gekauft hatte. Als wir in die Nähe der Straße kamen, wo Dad wohnte, meinte Mary Beth, wir könnten noch nicht dort hin, weil wir keinen Lunch gehabt hatten, also fuhren wir weiter nach Süden zur Plaza. Ich maulte ein bißchen, aber eigentlich machte es mir nichts aus. Allein die Gegend zu sehen, in der er wohnte, ließ meinen Hals trocken und kratzig werden.

Wir aßen und blieben noch ein wenig auf der Plaza, blick-

ten in Schaufenster und probierten Kleider an, die wir uns nicht leisten konnten. Schließlich fand Mary Beth, daß es Zeit wurde, und wir fuhren zurück zur Harrison Street.

Die Adresse war rasch gefunden. Das dreistöckige, dunkelrote Mietshaus sah heruntergekommen aus, mit einem überquellenden Müllcontainer daneben, und auf dem Rasen vor dem Haus standen zwei gelbliche Plastikstühle. Wir öffneten die Haustür, und ich schluckte schwer, als ich den Namen Henry Norris in ordentlichen Druckbuchstaben auf einem Schild über der mittleren der sechs Klingeln sah.

Mary Beth klingelte. Niemand öffnete, also klingelte sie noch mal. Wieder nichts. Sie drückte auf die Klingel links daneben, unter der »Vermieter« stand.

Eine Frau in einem purpurfarbenen Hausmantel und Pantoffeln, die mit Silberpailletten besetzt waren, öffnete die Tür. Sie musterte uns ausdruckslos. »Zu wem wollen Sie?«

Mary Beth antwortete: »Zu Henry Norris. Sein Name steht hier, aber er reagiert nicht auf die Klingel. Haben Sie eine Ahnung, wann er zurückkommt? Es tut uns leid, Sie zu stören, aber wir kommen von weit her und können nicht lange warten.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen. Er ist vor zwei Wochen verschwunden, ohne sich zu verabschieden. Miete schuldet er mir keine mehr, aber er hat die Wohnung in einem schrecklichen Zustand hinterlassen. Mein Neffe war letzte Woche hier, hat es sich angesehen und behauptet, er muß mindestens zweimal überstreichen, bevor ich die Wohnung in die Zeitung setzen kann. Bis dahin verliere ich Geld, und ich komme so schon kaum zurecht. Also bin ich momentan nicht sonderlich glücklich mit Henry Norris. Sind Sie Verwandte?«

»Ja«, erwiderte Mary Beth. »Wir sind seine Töchter.«

Wieder musterte sie uns von Kopf bis Fuß und schwieg. Ich

glaube, sie wartete darauf, daß wir gingen, aber das konnte ich nicht. Näher war ich ihm seit fünf Jahren nicht gekommen.

»Ich möchte die Wohnung sehen«, sagte ich rasch.

Die Vermieterin zuckte die Schultern, aber Mary Beth schüttelte den Kopf.

»Komm.« Ich packte meine Schwester am Arm. »Vielleicht finden wir eine neue Adresse oder sonst irgendwas. Es dauert doch bloß eine Minute. Bitte. Wir können nicht wieder wegfahren, ohne es wenigstens versucht zu haben.«

»Schon gut, schon gut.« Sie wandte sich an die Vermieterin. »Wenn es nicht zuviel Umstände macht.«

Die Frau zuckte wieder mit den Schultern. »Vielleicht werden Sie aus dem Schlamassel klug, den er hinterlassen hat.«

Wir gingen die schmale, knarrende Treppe hinauf. »Hier ist es.« Die Vermieterin zog einen Schlüssel aus der Tasche ihres Hausmantels. »Vorsicht«, fügte sie mit einem Blick auf mich hinzu. »Das hier ist kein Spielplatz.«

Sie schloß die Tür auf. »Ich geh wieder nach unten. Sagen Sie Bescheid, wenn Sie fertig sind, damit ich abschließen kann.«

Es war ein Einzimmerapartment. Links war der Wohnbereich mit einer kleinen grünen Couch, einem alten Fernseher mit verbogener Antenne und einem wackeligen Couchtisch mit künstlichem Holzfurnier. Die Küche war in der hinteren Ecke, hatte einen Klapptisch aus Plastik und zwei Metallstühle mit klebrigen braunen Gummikissen. Das Schlafzimmer war unter dem Fenster und der kleinste Teil von allen, nur eine Kommode mit drei Schubladen und ein Doppelbett, das aus einem Schrank runtergeklappt wurde. Die Vermieterin hatte recht, die Wohnung war voller Müll, aber ich bemerkte ihn kaum, obwohl ich ein paarmal zerknülltes Papier und alte Dosen wegschubsen mußte. Ich achtete auch kaum auf den Ge-